

Was heißt „sich vorstellen, eine andere Person zu sein“?<sup>1</sup>

Tammo Lossau, Uni Göttingen

ABSTRACT: Talking about „being another person“, many different things may be meant. I make use of Wollheim's distinction between three different modes of imagination and invoke four different kinds of possible content of what may be imagined. In effect, I aim at a hopefully complete overview of the possible imaginative projects of „imagining being another person“. I try to keep an eye on the role of numerical identity in each case.

Wenn man sie auffordert: „Stell dir vor, du wärst eine andere Person!“, dann behaupten die meisten Leute, sie könnten sich das *zumindest bis zu einem gewissen Grad* vorstellen. Was genau sie sich dabei allerdings vorstellen, ist sehr unterschiedlich. Ich möchte die verschiedenen denkbaren Reaktionen auf diese Aufforderung systematisch durchgehen und unterscheide dabei erstens drei *Modi* des Vorstellens und zweitens vier *inhaltliche Verständnisse*, was mit „eine andere Person sein“ gemeint sein könnte. Es ergeben sich so zwölf prinzipiell denkbare Typen *imaginativer Projekte*,<sup>2</sup> die jedoch nicht alle sinnvoll möglich sind.

Zunächst unterscheide ich nach Richard Wollheim zwischen *ich-zentriertem*, *azentriertem* und *peripherem Vorstellen*. Die Verständnisse von „eine andere Person sein“ unterscheide ich zum Teil nach Peter Goldie folgendermaßen: Angenommen, Anna soll sich vorstellen, Ben zu sein, dann könnte Anna versuchen:

- (1) sich vorzustellen, sie selbst wäre an Bens Stelle, und sich fragen, wie sie sich fühlen und verhalten würde (*in-deinen-Schuhen-Stecken*), oder
- (2) sich empathisch in Ben *einzu fühlen* und sich fragen, wie es für Ben ist, er zu sein, oder
- (3) die *epistemische Möglichkeit* erwägen, dass Anna und Ben *tatsächlich* identisch sind (*Identität in gerader Linie*), oder
- (4) sich *kontrafaktisch* eine Person als *Vereinigung* der beiden in Wirklichkeit nicht-identischen Personen Anna und Ben vorzustellen (die der *metaphysischen Möglichkeit*

1 Ich bedanke mich für hilfreiche Kommentare und Anregungen zu früheren Versionen dieses Textes bei Sören Hilbrich, dem Oberseminar von Simon Friederich (mit Johanna Mardt, Mark Thomsen, Julian D. Small und Anton Alexandrov), der Jury der Preisfrage und Achim Stephan. Den Hinweis auf Tom Petty verdanke ich Timm Fitschen.

2 Der Begriff ist von Bernard Williams, (vgl. Williams 1973, erstmals S. 30). Ich möchte den Begriff hier so verwenden, dass ein imaginatives Projekt durch seinen Modus sowie seinen beabsichtigten Inhalt (also einschließlich seines Objektes) individuiert wird.

derer Identität entspricht).

Ich möchte im Folgenden die Unterscheidung zwischen den Modi des Vorstellens genauer erläutern (I). Anschließend werde ich die vier angedeuteten Verständnisse durchgehen und erläutern, was dabei genau geschehen soll (II-V). Am Schluss (VI) fasse ich noch kurz zusammen. Ich versuche so zu klären, in welchem Sinne wir uns vorstellen können, eine andere Person zu sein, und in welchem nicht.

## I

Zunächst also gehe ich auf die Modi des Vorstellens ein. Dazu verwende ich Begriffe von Wollheim (vgl. Wollheim 1984, 71-76), die ich aber anhand eines Beispiels von Goldie einführen möchte:

„Let us say that whilst sitting at my desk I imagine the following: I am swimming in what I know to be waters which contain jellyfish and other dangerous creatures. I swim into something slippery (is it just seaweed?) which grips my ankles and impedes my stroke. I strike out for the shore, sensing the grip of the slippery thing getting firmer. I gulp a huge mouthful of salt water. I realize that I am beginning to lose my strength and to feel panicky...“ (Goldie 2000, 195)

Hier stelle ich mir nur vor, ich selbst sei in einer anderen Situation. Dennoch habe ich unterschiedliche Möglichkeiten, mir dies vorzustellen. Erstens – was bei dieser Schilderung des Szenarios nahe liegt – kann ich mir vorstellen die beschriebene Situation als Akteur zu erleben. Dazu gehört, dass ich die Hilflosigkeit und Panik am Schreibtisch nacherlebe und mir selbst die Gedanken zu eigen mache, die mir (dem Schwimmer) durch den Kopf gehen. Diese Art des Vorstellens ist *zentriert*, und zwar bezogen auf mich, den Schwimmer (im Folgenden *ich-zentriert*). Zweitens kann ich mir aber die Situation auch von außerhalb vorstellen. Hier sind zwei Fälle denkbar: Einmal kann ich mir die Situation *peripher* vorstellen, und zwar aus der Perspektive einer Außenstehenden (z.B. einer vorbeischwimmenden Taucherin), der beobachtet, wie ich mich im Seegras (oder in Quallen) verfange, oder aber ich kann sie mir *azentriert*, d.h. aus einer nicht-personalen Perspektive vorstellen – gewissermaßen als allwissender Erzähler.

Peripheres Vorstellen ist systematisch gesehen ein Spezialfall von zentriertem Vorstellen. Auch hier stelle ich mir vor, jemand zu sein und etwas wie diese Person zu erleben – nur eben nicht diejenige Person, um die es in meinem imaginativen Projekt eigentlich geht. Allerdings hat peripheres Vorstellen wichtige Eigenschaften mit azentriertem Vorstellen gemeinsam: In beiden Fällen kann ich einerseits Dinge wahrnehmen (oder wissen), die dem eigentlichen Objekt der Vorstellung entgehen. So kann ich mir aus diesen Perspektiven vorstellen, dass

sich meinem Schwimmer-Ich von hinten eine Qualle nähert, ohne dass es dies bemerkt. Das Miterleben der Emotionen, Wünsche und Wahrnehmungen des Vorstellungsobjektes gehört andererseits in diesen beiden Perspektiven nicht zur Vorstellung. Zwar stelle ich mir vor, zu sehen, wie ich, der Schwimmer, in Panik gerate, aber diese Panik muss mich als Vorstellenden, der ich am Schreibtisch sitze, nicht emotional berühren.<sup>3</sup>

## II

Nachdem ich soeben Modi unterschieden habe, *wie* ich mir etwas möglicherweise vorstellen kann, werde ich nun in den folgenden vier Abschnitten Möglichkeiten durchgehen, *was* ich dabei versuchen könnte mir vorzustellen. In der Unterscheidung der ersten beiden Möglichkeiten folge ich dabei in etwa Goldie (vgl. Goldie 2000, 194-205).

Zuerst *in-deinen-Schuhen-Stecken*. Ein klassischer Fall hiervon wäre folgender: Ich stelle mir vor, dass ich durch irgendeine Zauberei plötzlich im Körper von jemand anderem stecke. Dabei bleiben äußere physische Eigenschaften der Person erhalten. Ich kann mir hier vielleicht außerdem noch vorstellen, dass ich über ihr Wissen oder ihre (Quasi-)Erinnerungen verfüge. Trotzdem bin ich es, der Entscheidungen fällt. Ich „stecke in ihren Schuhen“, kann mich dabei aber bewusst anders verhalten, als sie es tun würde.

Besser gesagt bleibt hier mein Selbst erhalten und wird in die andere Person „verpflanzt“. Den Begriff „Selbst“ möchte ich bewusst vage lassen, denn es gibt hier viele Möglichkeiten, die Rahmenbedingungen zu variieren. Wenn ich mir vorstellen möchte, ich steckte in den Schuhen einer depressiven Person, dann kann ich mir mich als Person ohne Depressionen, in ihrer Lebenssituation (und ihrem Körper usw.) vorstellen, oder eine depressive Variante von mir in ihr handeln lassen.

Wenn ich mir also in diesem Sinne vorstelle, ich sei Joachim Gauck, dann stelle ich mir nicht nur vor, dass ich viel herumreisen und Pressekonferenzen geben müsste, sondern ich überlege auch, was ich an seiner Stelle anders oder auch genauso machen würde. Ich kann mir nun in allen drei Modi vorstellen, ich steckte in Gaucks Schuhen: Erstens ich-zentriert, indem ich mir überlege wie ich, mit den äußeren Eigenschaften des echten Gauck ausgestattet, als Akteur die Rolle des Bundespräsidenten so ausfülle, wie ich es möchte, und mir die „innere“ emotionale Situation aneigne, in die ich dabei gerate. Oder zweitens und drittens azentriert oder peripher, indem ich mir ausmale, wie ich aus der „Vogelperspektive“ beobachte, oder als Außenstehender aus den Nachrichten erfahre, wie Gauck als Person mit meinen

<sup>3</sup> Sie kann mich berühren, aber nicht als Teil der Vorstellung, sondern durch einen nachgeordneten Prozess der bei Goldie „emotionale Ansteckung“ heißt.

Charakterzügen agiert.

Alle drei Typen von imaginativen Projekten lassen sich umso besser verwirklichen, je besser ich über die andere Person informiert bin. Und auch ein klares Konzept davon, was mich selbst ausmacht, hilft mir dabei. Die Unterschiede zwischen den Realisierungen solcher Projekte in Bezug auf verschiedene „Zielpersonen“ sowie verschiedene ausführende Personen scheinen mir jedoch nur graduell zu sein. Das wird auch daran deutlich, dass ich mir – wie auch Goldie – vorstellen kann, ein römischer Legionär zu sein, der auf einer antiken Wanderstraße in der Hitze entlangwandert, auch ohne irgendetwas Konkretes über diesen Soldaten zu wissen, das ihn von seinen Kameraden unterscheidet.<sup>4</sup>

In-deinen-Schuhen-Stecken ist sicherlich eine gängige Reaktion auf die Aufforderung, sich vorzustellen, eine andere Person zu sein. Die Frage „Stell dir vor du wärst Kennedy; wie würdest du dich in der Kuba-Krise verhalten?“ fordert diese Reaktion heraus und scheint gleichzeitig völlig unproblematisch zu sein.

Die imaginativen Projekte des in-deinen-Schuhen-Steckens enthalten keine Identität von mir und jemand anderem. Vielmehr stelle ich mir eine Art Mischung aus mir und der anderen Person vor, die von mindestens einem von uns verschieden ist. Die vorgestellte Person hat etwa meinen Charakter, aber die äußeren Merkmale der anderen Person. Egal was wir als Kriterium der Personenidentität annehmen, die vorgestellte Person kann höchstens mit einer der Ausgangspersonen identisch sein, da sie kein Merkmal aufweist, das auf beide Ausgangspersonen verweist.

### III

Nun komme ich zum zweiten Typ imaginativer Projekte, dem *Einfühlen*. Mit Einfühlen meine ich hier affektive Empathie (im Gegensatz zu kognitiver Empathie, siehe Walter 2012) – ein Projekttyp, in dem ich versuche die Erfahrungen der Anderen zu spiegeln. Wenn ich mich in eine Person einfühle bin ich gewissermaßen nur Mitfahrer: Ich versuche auf Grundlage meines Verständnisses der Person ihre Gedanken, Wahrnehmungen, Gefühle und Wünsche im

4 Vgl. Goldie 2000, 204. Dieser Punkt steht jedoch in einer Spannung zu Goldies Verständnis von „in-his-shoes-imagining“, das Fälle ausschließt, in denen ich nichts über die Person selbst weiß, sondern lediglich ein wenig über die Situation, in der sie sich befindet, weil sich das Ergebnis des Vorstellungsprozesses nicht von dem Ergebnis anderer imaginativer Prozesse unterscheiden lässt (denn wir gingen hier jeweils von unserem eigenen Charakter aus, vgl. Goldie 2000, 200f.). Allerdings denke ich, dass sich hier begriffliche Eindeutigkeit besser erreichen lässt, indem wir im nächsten Abschnitt für den Begriff der Einfühlung voraussetzen, dass tatsächlich fremder Charakter übernommen wird, und den bei Goldie eigenständigen Fall des selbst-in-einer-Situation-Handelns als Spezialfall von in-deinen-Schuhen-Stecken auffassen (das ist konsistent mit Obigem). So vermeiden wir ein Vagheitsproblem in Bezug auf die Frage, wie viel ich über jemanden wissen muss, um mir vorstellen zu können, dass ich in ihren oder seinen Schuhen stecke.

Rahmen ihrer Persönlichkeit nachzuerleben oder eine ebenfalls von mir ausgedachten Situation so zu erleben, wie diese Person sie erleben würde. Ich könnte so auch versuchen, mich in eine bestimmte Person in einer möglichen zukünftigen Situation einzufühlen um ihr Verhalten in eben dieser Situation vorhersagen zu können.<sup>5</sup>

Dass Einfühlen von in-deinen-Schuhen-Stecken grundsätzlich verschieden ist, zeigt sich in folgendem Beispiel: Anna und Ben stellen sich jeweils vor, sie wären Caro. Zuerst stellen sie sich vor, sie selbst steckten jeweils in Caros Schuhen. Dabei kommen sie zu unterschiedlichen Ergebnissen – was aber nicht bedeutet, dass ihre Vorstellungen unterschiedlich gute Verwirklichungen ihrer imaginativen Projekte sind. Schließlich wollte sich Anna vorstellen, was wäre wenn sie, Anna, an Caros Stelle stünde, und Ben wollte sich vorstellen, was wäre wenn er, Ben, in Caros Lage wäre. Sie hatten also zwei unterschiedliche imaginative Projekte.<sup>6</sup> Anschließend versuchen nun beide sich vorzustellen, was in Caro selbst vorgeht und wie es für sie ist, ihr Leben zu leben. Wenn wir annehmen, dass Anna und Ben Caro beide sehr gut kennen und beide ähnlich einfühlsam sind, dann sollten sich ihre Vorstellungen auch sehr ähneln. Die beiden haben hier das gleiche imaginative Projekt. Während also beim in-deinen-Schuhen-Stecken zwei Personen Teil des imaginativen Projekts sind, ist es beim Einfühlen nur eine.

Noch ein weiterer wichtiger Unterschied besteht zwischen diesen beiden Vorhaben: Einfühlen ist anders als in-deinen-Schuhen-Stecken nur als ich-zentriertes imaginatives Projekt sinnvoll. Wenn ich mir nur azentriert oder peripher vorstelle, wie eine bestimmte Person in irgendeiner Situation handelt (auch wenn sie dabei ihr Gefühlsleben etc. zu erkennen gibt), beteilige ich mich dabei zunächst nicht an ihren Emotionen; von Einfühlen kann in solch einem Fall nicht die Rede sein.

Inwieweit kann ich mich überhaupt in eine andere Person einfühlen? „You don't know how it feels to be me“, singt Tom Petty. Sicherlich ist es häufig so, dass wir vieles über die andere

5 Allerdings ist nicht jede Vorhersage durch Einfühlung zustande gekommen: Wenn ich weiß, dass Anna Höhenangst hat und daraus ableite, dass sie nicht auf den Turm möchte, ist das keine Einfühlung, sondern rein theoretische Reflexion über Anna. Diese Reflexion wäre wohl besser als kognitive Empathie zu bezeichnen (vgl. Walter 2012, 10). Zwar ist es sicher angebracht, auch diese mentalen Vorgänge Empathie (jedenfalls in einem weiten Sinne) zu nennen, allerdings denke ich, dass es sich dabei nicht mehr um eine Vorstellung (im Sinne eines imaginativen Projekts) handelt – sondern um eine rein theoretische Leistung, der jeglicher Erlebnischarakter fehlt. Sicherlich gibt es auch Leute, die über nicht erlebnisartige Vorstellungen reden – im Sinne eines bloßen „vor-sich-hin-Stellens“ –, ich möchte mich hier aber auf Erlebnis-Vorstellungen beschränken.

6 Natürlich hätte sich Ben auch vorstellen können, was wäre, wenn Anna in Caros Schuhen steckte. Wenn wir etwa annehmen, beide hätten sich azentriert vorgestellt, Anna steckte in Caros Schuhen, dann hätten sie durchaus das gleiche imaginative Projekt.

Person nicht wissen und eine schlicht falsche Vorstellung davon haben, wie es sich anfühlt, z.B. Tom Petty zu sein. Diese Schwierigkeiten lassen sich aber prinzipiell und zumindest in einigen Fällen überwinden – sie beruhen auf einem Informationsdefizit oder vielleicht einem Mangel an Einfühlungsvermögen bzw. eigenen, hinreichend ähnlichen Erfahrungen. Es gibt aber auch häufig *zumindest bis zu einem gewissen Grad* geglückte Umsetzungen imaginativer Projekte des Einfühlens.

Nicht Teil dieser Projekte ist aber sicherlich die Berücksichtigung von Unterschieden in Bezug auf Qualia.<sup>7</sup> Dass wir immer wieder versuchen, uns in nahestehende Personen einzufühlen, zeigt doch, dass es uns dabei nicht um die Überwindung dieser doch per se unüberwindbaren qualitativen Barriere zu Anderen geht, sondern um eine möglichst gute Annäherung unter der Annahme, dass die andere Person phänomenal auf eine ähnliche Weise Dinge erlebt wie wir.

Einfühlung ist sicherlich eine weiteres übliches Verständnis von „sich vorstellen, eine andere Person zu sein“. Aber auch hier wird „sein“ nicht als „identisch sein“ verstanden. Wenn ich versuche, die realen oder hypothetischen mentalen Ereignisse einer anderen Person mitzuerleben, lege ich meine eigene Persönlichkeit für einen Moment beiseite und konzentriere mich nur auf die andere. Die betreffende Person bleibt dabei von mir klar getrennt, sodass ich mir vorstelle, *wie es ist* (also: sich anfühlt) eine andere Person zu sein, aber nicht, dass ich mit ihr identisch bin.

#### IV

Die bisher untersuchten imaginativen Projekte enthielten nicht, dass ich mir vorstelle, mit jemandem *identisch* zu sein, sondern mich der Person lediglich nähere. Liegt das womöglich daran, dass es unmöglich ist, mit einer anderen Person identisch zu sein? David Lewis scheint das zu meinen:

„[...] Heimson couldn't be Hume. If he believes the proposition that holds at just those worlds where he is Hume, then he believes the empty proposition that holds at no worlds. In the first place, there is no world where Heimson and Hume are literally identical. Suppose there were; then from the standpoint of that world, their difference at this world would be a difference between Hume and Hume, which is absurd.“  
(Lewis 1979, 524)<sup>8</sup>

7 Die gibt es übrigens wirklich.

8 Hier geht es um „glauben“, jedoch ist das Problem auch auf azentriertes Vorstellen anwendbar. Andere Modi des Vorstellens sind für diese Strategie nicht sinnvoll, siehe unten.

Hier ist Lewis auf einer Linie mit Saul Kripke, der argumentiert, dass Identitätsaussagen mithilfe von Eigennamen metaphysisch notwendig wahr oder falsch sind (vgl. Kripke 1980, 97-105). Aber andererseits kann ich auch metaphysisch Unmögliches glauben, was Kripke in seiner Unterscheidung von *metaphysischer* und *epistemischer* (i.e. apriorischer) *Notwendigkeit und Möglichkeit* ausdrücklich zulässt (vgl. Kripke 1980, 34-38). Dem Verständnis dieser Unterscheidung von David Chalmers nach können wir zwischen dem Vorstellen von Szenarien (die epistemischen Möglichkeiten entsprechen) *als aktual* und dem *kontrafaktischen* Vorstellen von metaphysisch möglichen Welten unterscheiden (vgl. Chalmers 2002, 609b-611a).

Ein Vorschlag wie ich mir, die epistemische Möglichkeit ausnutzend, vorstellen kann, mit Napoleon identisch zu sein, ist folgender:

„As Eric Lormand has pointed out to me, however, there are many ways to imagine that I am Napoleon, including [...] imagining that Napoleon has been reincarnated as David Velleman, or that he was cryogenically preserved at birth, thawed out in 1952, and handed by the maternity nurses to an unsuspecting Mrs. Velleman.“ (Velleman 2006, 171, Fn. 2)

Der erste Vorschlag einer Wiedergeburt ist aus meiner Sicht einleuchtend, allerdings gibt es sicher auch Leute, die dazu sagen würden: „Neues Leben, neue Identität.“ Dieses Problem hat der zweite Vorschlag nicht – aber vielleicht ist seine Schwäche, dass das eingefrorene Kleinkind nicht der Napoleon ist, den wir typischerweise meinen, wenn wir über „Napoleon“ reden (denn wir meinen den Napoleon, der in Waterloo war). Folgende Variation umgeht das: Ich stelle mir vor, dass 1769 ein Baby auf den Namen „Napoleon“ getauft wurde und anschließend die bekannte Napoleon-Biografie durchlebt. Auf St. Helena wurde dessen Tod nur vorgetäuscht, Napoleon wird in Wahrheit jedoch chirurgisch in den Zustand eines Babys zurückversetzt und seine Erinnerungen werden gelöscht. Dann wird er bis 1989 eingefroren und wie oben beschrieben im Krankenhaus heimlich eingetauscht, sodass ich Napoleon wäre.<sup>9</sup> In Kripkes Bild der Referenz von Eigennamen ist kein Hindernis angelegt, dieses Beispiel zu akzeptieren: Wenn wir einen Namen verwenden, dann referiert er auf denjenigen Gegenstand, dessen Taufakt am Anfang einer Kausalkette steht, entlang der der Name weiter verbreitet wird und an deren Ende meine Bekanntschaft mit dem Namen steht (vgl. Kripke 1980, 91f.). Dann aber ist der Referent in den obigen Beispielen derselbe.

Ich kann mir solche Szenarien azentriert oder peripher vorstellen, indem ich mir vorstelle, den

<sup>9</sup> Ob diese Beispiele als Fälle von vorgestellter Personenidentität akzeptiert werden, hängt allerdings von den Anforderungen hierfür ab. Wenn wir physische Kontinuität fordern oder eine Seele bzw. cartesisches Ego zur Voraussetzung für Identität machen, dann ja. Kontinuität von Erinnerungsketten oder Persönlichkeitsmerkmalen liegt dagegen nicht vor.

Verlauf des Geschehens zu beobachten. Bei einem ich-zentrierten imaginativen Projekt stehe ich vor dem Problem, mir die Erklärung vorzustellen, warum ich mit Napoleon identisch bin. Ich kann mir vorstellen, dass meine Erinnerungen nur schlampig gelöscht wurden und ich mich nun langsam an meine Napoleon-Vergangenheit und den „Transformationsprozess“ erinnere. Aber diese Vorstellung ist von einer ich-zentrierten Vorstellung davon, dass ich verrückt werde, nicht zu unterscheiden.

## V

Der in IV beschriebene imaginative Projekttyp lässt sich durchführen, weil es epistemisch möglich ist, dass ich tatsächlich mit einer Person identisch bin, von der ich meine, dass sie von mir verschieden ist. Nun könnte aber – wenn wir diese Phrase ganz wörtlich nehmen wollen – noch mehr von der Vorstellung meiner Identität mit einer *anderen* Person gefordert werden: Nämlich, dass ich mir *kontrafaktisch* vorstelle, mit einer Person identisch zu sein, und dabei gleichzeitig festsetze, dass diese Person in Wirklichkeit nicht mit mir identisch ist. Auf den ersten Blick scheint es, dieser Aufgabenstellung könnten wir fast genauso begegnen, wie oben: Angenommen ich bin nicht identisch mit Napoleon. Stellen wir uns nun (azentriert) eine Situation vor, in der Napoleon wie oben behandelt und 1989 heimlich durch einen Babytausch meiner Mutter untergeschoben wird. Aber was haben wir uns nun vorgestellt? Dass ich als Kleinkind im Krankenhaus vertauscht und durch Napoleon ersetzt wurde. In dieser Vorstellung bin ich nicht Napoleon, der meiner Mutter untergeschoben wird. Ich bin das ausgetauschte Kind.

Wir können uns auch vorstellen, dass ich Napoleons Eltern untergeschoben werde. Oder wir stellen uns eine Welt vor, in der Napoleon oder ich nicht existieren und die entstehende „Lücke“ durch den jeweils anderen gefüllt wird. Aber in keiner dieser Vorstellungen sind Napoleon und ich identisch – hier greift Lewis' Argument von oben. Eine Vereinigung von Napoleon und mir kann ich mir nur vorstellen, wenn ich die Annahme infrage stelle, dass wir beide in Wirklichkeit verschiedene Personen sind. Alle anderen imaginativen Projekte scheitern – im Grunde an genau dem Problem, das nach Kripke nicht-aktuale Identitätsbeziehungen metaphysisch unmöglich macht.

## VI

Hier ein Überblick über die Vorstellbarkeit der zwölf systematisch denkbaren imaginativen Projekttypen:

in-deinen-Schuhen-      Einfühlen      Identität in gerader      Vereinigung

	Stecken		Linie	
ich-zentriert	✓	✓	/	✗
azentriert	✓	//	✓	✗
peripher	✓	/	✓	✗

Möglichkeit imaginativer Projekte (Haken: möglich, Strich: nicht sinnvoll, Kreuz: scheitert)

Die „nicht sinnvollen“ Projekttypen repräsentieren das gewünschte Szenario nicht angemessen. Diese Projekte sind nicht inkohärent, aber wenn ich sie durchführe, werde ich hinterher nicht von mir behaupten können, ich hätte mir vorgestellt, eine andere Person zu sein. Bei den Projekten mit einer Vereinigung stoße ich dagegen auf eine nicht überwindbare gedankliche Barriere.

Halten wir fest: In den gängigsten Verständnissen von „eine andere Person sein“ kann ich mir etwas darunter vorstellen. Wenn wir das „sein“ als Identität verstehen wird es schwieriger: Zwar kann ich die epistemische Möglichkeit ausnutzen, dass ich tatsächlich mit einer beliebigen Person identisch sein könnte, aber dann kann ich eigentlich nicht sagen, dies sei eine *andere* Person. Aber wenn ich voraussetze, dass ich mit einer bestimmten anderen Person in Wirklichkeit nicht identisch bin, kann ich mir nicht mehr vorstellen, mit ihr identisch zu sein.

### Literatur

Chalmers, David 2002: „The Components of Content“. In: ders. (Hg.), *Philosophy of Mind. Classical and Contemporary Readings*. Oxford: Oxford University Press, 608-633.

Goldie, Peter 2000: *The Emotions. A Philosophical Exploration*. Oxford: Clarendon Press.

Kripke, Saul 1980: *Naming and Necessity*. Oxford: Blackwell.

Lewis, David 1979: „Attitudes de dicto and de se“. *The Philosophical Review* 88, 513-543.

Velleman, David 2006: „Self to Self“. In: ders. (Hg.), *Self to Self. Selected Essays*. Cambridge: Cambridge University Press, 170-202.

Walter, Henrik 2012: „Social Cognitive Neuroscience of Empathy: Concepts, Circuits and Genes“. *Emotion Review* 4, 9-17.

Williams, Bernard 1973: „Imagination and the self“. In: ders. (Hg.), *Problems of the Self. Philosophical Papers 1956-1972*. Cambridge: Cambridge University Press, 26-45.

Wollheim, Richard 1984: *The Thread of Life*. Cambridge (Mass.): Harvard University Press.